

Nr. 197. Bromberg, den 13. November 1925

Die Siegerin.

Roman von **Hans Schulze-Sorau.**

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da hielt die Droschke plötzlich mit scharfem Ruck; der Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Wagenschlag.

„Die Dame muß aussteigen! Bis hierher ist alles abgesperrt!“

In banger Neugier hielt Lotte Umschau.

Sie stand am Ausgang einer kleinen Straße, die durch ein quer über dem Damm gespanntes Seil für den Wagenverkehr gesperrt war.

Vor ihr in einer kesselförmigen Bodensenkung breitete sich das Trümmerfeld der zerstörten Fabrik aus.

Fast sämtliche Gebäude waren bis auf die Grundmauern wegrasiert und in ein wüstes Durcheinander von Holzbalken und Steintrümmern verwandelt.

Ringsum war das Steinpflaster wie durch ein Bombardement in metertiefen Rissen aufgebrochen, dazwischen lagen Zaunpfähle und meterlange Glassplitter, Möbelstücke und Eisenteile zerschmetterter Maschinen.

Eine weit auseinandergezogene Postenkette von Pionieren sperrte das Fabrikgebäude ab, zu dem auf allen Zufahrtsstraßen die Neugierigen noch immer in dichten Scharen herandrängten. —

Mit starren Augen sah Lotte auf das grauenvolle Bild der Verwüstung.

Sie hatte sich auf einen Baumstamm niedergelassen, der k 'bentwurzelt am Straßenrande lag, und saß hier lange Zeit regungslos in einem Zustande dumpfer Betäubung.

Ein fernes Summen und Stampfen von Maschinen hing in der Luft, der Regen rieselte leise.

Zuweilen schwankte die dicke, weißfarbige Qualmwolke, die wie ein schlafendes, sattes Raubtier über den zerstörten Mauerresten lagerte, in einer einzigen Masse hin und her, dann wühlte der Wind tiefe Spalten in die einförmig-graue Wand und trieb wunderlich geformte Raucharabesken bis zu dem einsamen jungen Mädchen hinüber.

Gegen Mittag kehrte Lotte endlich wieder nach der Stadt zurück und suchte sich in einem kleinen Hotel am Markt ein Unterkommen. Sowohl bei ihrem Besuch der Fabrik wie später auf dem Bürgermeisteramt hatte sie die Überzeugung gewonnen, daß ein weiteres Verweilen in der Unglücksstadt einzig eine Vergeudung ihrer Zeit bedeutete.

Noch im Laufe des Vormittags war das gesamte Fabrikareal auf Anordnung der Sicherheitspolizei von den Pionieren bis zu einer Höhe von mehreren Fuß unter Wasser gesetzt und damit alles, das bisher von den verderblichen Explosions- und Feuerwirkungen verschont geblieben war, nunmehr der endgültigen Vernichtung durch das feuchte Element ausgeliefert worden.

Auf dem Rathause hatte Lotte zunächst eine volle Stunde antichambrieren müssen, ehe sie vorgelassen wurde, und war dann von einem nervösen Stadtrat, den man aus einer außerordentlichen Magistratssitzung heraufgerufen, mit ein paar kurzen Worten höflichen Bedauerns abgefertigt worden.

Die Städtischen Kollegien seien augenblicklich mit den dringendsten Arbeiten überhäuft, die Hilfs- und Rettungsaktion nehme alle nur irgend verfügbaren Kräfte in Anspruch; man habe für ungezählte Scharen von Obdachlosen Unterkunft und Unterhalt zu schaffen und hunderte von Verwundeten und Kranken auf fliegende Baracken und Privathäuser zu verteilen; das einzige, was er der Dame zur Verfüung stellen könne, seien die Geschäftsbücher der Fabrik, die wie durch ein Wunder der allgemeinen Vernichtung entgangen seien.

Lotte ließ die mächtigen Folianten sofort aus dem Rathaus nach dem Hotel herüberbringen und saß während des ganzen Nachmittags in angestrengtester Arbeit, Notizen über Notizen aus den dickleibigen Bänden zusammenstellend und lange Bogenseiten mit komplizierten Berechnungen und vielstelligen Zahlen anfüllend.

Je tiefer sie sich in das gewaltige Material versenkte, um so mehr wuchs ihre Bewunderung für die geniale Tatkraft des Vaters, dessen überlegene Fähigkeiten die glänzende kaufmännische Bilanz der Firma im hellsten Lichte zeigten.

Auf Jahre hinaus war die Fabrik mit Riesenaufträgen überhäuft, die Abschlüsse mit den Lieferanten der Rohmaterialien bezifferten sich auf Millionen von Mark.

Wenn aus der entsetzlichen Katastrophe nichts anderes zu bergen war, so sollten wenigstens diese Papiere als beredte Zeugen erhalten bleiben für die stolze Höhe, zu der die Leuner Werke unter Ära Hausmann emporgewachsen waren.

Auch sagte ihr eine unbestimmte Empfindung, daß das, was an geistiger Kraft und Arbeit des Vaters in jenen Blättern niedergelegt war, nicht ganz verloren gehen konnte, daß die Sicherung der Geschäftsbücher vielleicht einen Glückszufall bedeutete, dessen Folgen im Augenblick noch gar nicht abzusehen waren.

In ihrem kaufmännisch geschulten Geiste erkannte sie klar, daß der Besitz der authentischen Nachweise über die Geschäftstätigkeit der Fabrik in den schweren Stürmen der nächsten Zeit einen unschätzbar sichern Grund abgab, auf dem die Rechte und Pflichten der Firma bis auf den Pfennig festzulegen waren und das große Kontingent der Schuldner zur restlosen Einhaltung ihrer Verpflichtungen herangezogen werden konnte.

Nur auf diese Weise dünkte es ihr möglich, die Rückwirkung des Fabrikunglücks auf das Berliner Bankgeschäft so weit abzuschwächen, daß aus dem voraussichtlich unabwendbaren Liquidationsverfahren für die Familie wenigstens die notwendigsten Existenzmittel gerettet werden konnten.

Allenthalben fühlte sie den energischen Zug, den machtvollen Vorstoß des kühn entschlossenen und doch wieder klug abwägenden großen Geschäftsmannes.

* * *

Es regnete noch immer aus niedrig ziehenden Wolken, als Lotte in später Abendstunde wieder zum Bahnhof hinauswanderte.

Mit den Mittagszügen waren aus der ganzen Umgegend ungeheure Mengen von Schaulustigen nach Leune gekommen, die allenthalben die Wirtshäuser überfluteten und vor den Türen der Schnapskneipen und Kramläden bis auf den Straßendamm hinaus in erregten Gruppen die Einzelheiten der Katastrophe besprachen.

Hier und da wurden bereits Ansichtskarten der Trümmerstätte ausgeschrien.

Ganze Haufen von Fabrikmädchen und halbwüchsigen Jungen zogen johlend und pfeifend, zuweilen die volle Breite des Trottoirs sperrend, die spärlich erleuchtete Bahnhofstraße entlang, jeden gut gekleideten Passanten rücksichtslos auf das Pflaster drängend.

Auch Lotte wurde von einer solchen Bande unsanft vom Bürgersteig heruntergestoßen und mit unflätigen Schimpfworten belegt, daß sie den Kragen ihres Gummimantels

fester um die Schulter zusammenzog und im halben Laufschritt ihrem Endziel zustrebte.

Der Regen hatte sich inzwischen noch mehr verstärkt, dazu war ein scharfer Wind aufgekommen, der mit kaltem Eishauch an dem fröstelnden Leibe des jungen Mädchens herumtastete.

Auch später, als Lotte endlich in ihrem Berliner Zuge saß, war sie geraume Zeit noch so durchnäßt und erfroren, daß sie zu ihrer Erwärmung wohl eine Stunde lang auf dem schmalen Seitengang ihres D-Wagens unablässig auf und ab marschierte.

Zuweilen stieß und schwankte der schlechtgekuppelte Wagen derart, daß sie unter den Erschütterungen des atemlos dahinrasenden Zuges für Momente fast den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchtete und unsanft zwischen den engen Wänden des käfigartigen Ganges hin und her geschleudert wurde.

In den verdunkelten Kupees hier und da nur undeutlich erkennbar eine vermummte Gestalt, auf den Polstern lang ausgestreckt.

Aus einem Abteil kam in unablässigen Absätzen ein quäkendes Kindergeschrei, das sich immer erst auf den leisen Gesang einer melodischen Altstimme wieder beruhigte.

Sonst kein anderes Geräusch in dem dumpfigen, von Staub- und Hitzedunst erfüllten Raum, als das unaufhörliche, taktmäßige Stampfen und Rollen der Räder, das sich einem jeden Gegenstande, ja selbst den Wänden des Wagens in einem nervenerregenden, feinen Vibrieren mitteilte. —

In schneckenhafter Langsamkeit krochen die Stunden der Nacht dahin.

Wiederum leuchteten die Hochhöfen durch das schwärzliche Dunkel in zahlloser, feuriger Menge zuerst wie der glühende Schuppenpanzer eines meilenlangen Riesentiers, dann immer spärlicher und vereinzelter und schließlich ganz in die trostlos eintönige Finsternis hineinschwindend.

Doch das verlassene junge Mädchen sah nichts von der wilden, tragischen Schönheit der regenfeuchten, rauchschweren Fabriklande. In eine Fensterecke ihres Kupees gedrückt, träumte Lotte in halbem Wachschlaf still vor sich hin.

Allmählich, nachdem das erste jähe Entsetzen abgeklungen, waren andere Gedanken in ihr wach geworden, zukunftsbange, sorgenschwere Gedanken, welche Konsequenzen das furchtbare Ereignis in Leune, unter dem der Vater zusammengebrochen war, für das Schicksal der ganzen übrigen Familie in sich bergen konnte.

Durch ihre Stellung als Vertraute ihres Vaters hatte Lotte ein ungefähres Bild seiner geschäftlichen Lage, wußte sie auch, in welch vitaler Weise er mit seinem Vermögen in den Dynamitwerken engagiert war.

Wie nun, wenn sich diese Fabrikkatastrophe zu einer allgemeinen Katastrophe der Firma Hausmann erweiterte, wenn die rauchende Trümmerstätte von Leune das Grab des Hausmannschen Glücks und Reichtums überhaupt bedeutete!

Das junge Mädchen stützte den Kopf in die schmale, weiße Rechte und wandte den Blick aus dem Dunkel des Kupees dem Fenster zu, durch dessen trübe beschlagene Scheiben jetzt ein lichterer Schein als der erste Vorbote des grauenden Tages hereingrüßte.

Allmählich umwuchs die rötliche Hülle den ganzen Ring des Horizonts.

Und plötzlich schoß ein fächerartiges Strahlenbündel, feurigen Pfeilen gleich, in die letzten, lose verschwebenden Nebeldünste des östlichen Himmels und die aufgehende Sonne erhob ihr glührotes Antlitz über die Randlinie der schlummernden Landschaft.

Mit brennenden Augen sah Lotte in den lohenden Purpurstrom, der jetzt über die feuchten Wiesen und Moorgründe majestätisch zu ihr herüberfloß.

Durfte sie diesen Strahlengruß der Sonne nach langer Regennacht als eine Vorbedeutung nehmen, die dem Vertrauen auf eine glücklichere Zukunft Raum gab?

Eine zage Hoffnung keimte in ihrem Herzen auf.

Noch war sie ja jung, noch hatte sie ja ihre Jugend für sich, das einzige Gut, wie Kurt ihr oft gesagt, das dieses Leben überhaupt nur des Lebens wert mache. —

Weiter brauste der Zug.

Im blauen Kranz der Havelseen die alte Residenzstadt Potsdam.

Dann trat der Grunewald zu beiden Seiten an den Bahndamm.

Das Morgenlicht lachte funkelnd durch die stummen Kiefernwipfel.

Ein Vorortbahnhof nach dem anderen flog vorbei, so schnell, daß das Auge die Namen der einzelnen Stationen kaum zu entziffern vermochte.

Näher und näher rückte der Riese Berlin heran und der jagende Zug schien seine Geschwindigkeit verdoppeln zu wollen, wie ein Pferd, daß die Nähe des Stalles verspürt.

Fabrikschlote und schmucklose Häuserblocks mit ihren harten, häßlichen Linien und zahllosen kleinen Fenstern umsäumten gleichfalls als steinerne Zeugen den weiten Umkreis der Peripherie, wo das Leben der Weltstadt zurückebbt und die letzten Menschen wohnen.

Immer weiter öffnete sich das verzirkelte Gleisenetz, wie schmelzende Ströme flüssigen Metalls schimmerten die zahllosen Schienenstränge im Frühsonnenschein.

Jetzt die machtvolle Eisenkonstruktion der Hochbahnüberführung, in luftigem Bogen das breite Bahngelände überspannend.

Das schmale, gerade Band des Landwehrkanals blitzte aus der Tiefe auf.

Da hielt der Zug in der rauchigen Halle.

In ungeduldiger Hast drängte sich Lotte im Strom der Reisenden durch die Bahnsteigsperre und nahm auf dem Potsdamer Platz sofort ein Automobil; doch obwohl der Chauffeur auf ihren Wunsch durch die morgenstillen Tiergartenstraßen mit dritter Geschwindigkeit fuhr, dünkte ihr die Art ihrer Fortbewegung noch immer wie ein Schneckentempo.

Die nervöse Spannung ihres Innern war allmählich zu einer solchen Stärke angewachsen, daß sie am liebsten laut aufgeschrien hätte.

An allen Gliedern zitternd, stieg sie in der Regentenstraße aus dem Wagen und eilte dann wie ein Schulmädchen in stürmischem Laufe über den Trottoirstreifen des Vorgartens ins Haus hinein.

Auf einmal war die Angst um den Vater, die während der ganzen Reise in einer qualvoll dumpfen Empfindung wie ein glimmendes Scheit in ihrer Seele geglüht, zur hellodernden Flamme aufgeschlagen.

Drinnen auf der großen Freitreppe der Vorhalle kam ihr bereits ihre alte Kinderfrau Dora entgegen.

Ein Blick in deren bekümmertes Gesicht sagte ihr alles.

„Dora!" stieß sie mühsam hervor und es klang wie ein unterdrücktes Schluchzen durch ihre Stimme. „Komme ich noch zur Zeit? Lebt Vater noch?"

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Fassen Sie sich, Fräulein Lotte!" sagte sie. „Es ist zu spät! Der Herr Kommerzienrat ist vor einer Stunde von uns gegangen."

Zweites Buch.

Der Frühling war ins Land gekommen, nach Regengrau und schwerem Wintertraum.

Über Nacht war er gekommen und hatte die letzten Reste von Eis und Schnee mit jubelndem Sturmesgesang hinausgefegt in einer einzigen großen Bejahung des Lebens.

Der Tiergarten blühte und duftete.

Die Luft war ein weicher Hauch.

Und der Himmel so hoch und hell, die weißen Lämmerwölkchen wie Möwen auf blauender See.

Die ganze Urkraft der wiedererstandenen Natur rang sich mit süßer Schwere empor in der reizendsten Offenbarung der Weltstadt.

Frühling in Berlin! —

Ein halbes Jahr schon deckte die sterblichen Überreste des Kommerzienrats Hausmann der grüne Rasen.

Aus dem Zusammenbruch der Firma war für die Familie fast nichts zu retten gewesen.

Unter Zustimmung beider Prokuristen hatte Lotte nach ihrer Rückkehr aus Leune im Namen der völlig apathischen Mutter sofort die Einleitung des Liquidationsverfahrens herbeigeführt.

Trotz des enormen Umfanges der geschäftlichen Verpflichtungen hatte sich die Liquidation in Berlin verhältnismäßig rasch vollzogen, da eine bekannte Berliner Großbank, die schon seit langem eine Fusion mit Hausmann angestrebt, das Bankgeschäft in der Französischen Straße durch einen Generalvertrag en bloc an sich gebracht hatte und — von der Leuner Fabrik abgesehen — in sämtliche Verbindlichkeiten der Firma eingetreten war.

Schwieriger hatte sich dagegen die Auseinandersetzung in Leune gestaltet, wo sich zahlreiche Ersatzansprüche und Entschädigungsklagen mit den Forderungen der Fabrikgläubiger vereinten.

Der gesamte Erlös aus dem Verkauf der Bank war bereits in dem unersättlichen Abgrund dieser Liquidation verschwunden; Lotte hatte die Villa in der Regentenstraße verkauft und den größten Teil der kostbaren Einrichtungen versteigert, um bis zum letzten Pfennig für den guten Namen und die kaufmännische Ehre des Vaters einzutreten.

Trotzdem lagen gegen Ende des Jahres die finanziellen Verhältnisse so mißlich, daß auch Lotte allmählich ihre stille Hoffnung schwinden sah, aus der Liquidationsmasse noch eine kleine Rente für die Familie herauszuretten, und sich auf Anraten des Prokuristen Hermann energisch um eine neue Existenz bemühte.

Nach langem Überlegen entschied sie sich endlich für die Gründung eines Fremdenpensionats; sie mietete in der

Steglitzer Straße, unweit der Kreuzung mit der Potsdamer Straße, in einem modernen Neubau eine geeignete Etage, möblierte sie mit den Resten ihrer ehemaligen Einrichtung und eröffnete ihre junge Schöpfung schon im Anfang des Monats Januar als „Pension des Westens“.

Eine unerwartete Bundesgenossin war ihr in diesem so entschlossen aufgenommenen Daseinskampf in ihrer Schwester Käthe entstanden.

Das bisher so indifferente, fast temperamentlos gleichgültige Mädchen entwickelte auf einmal eine Energie und Tatkraft, als sei unter dem Eindruck der furchtbare Ereignisse der letzten Zeit eine völlige Umwandlung ihres Charakters vor sich gegangen.

Sie hatte Lottes neuen Lebensplan sogleich mit Begeisterung aufgenommen und sich schon nach vierzehn Tagen in den ziemlich komplizierten Wirtschaftsbetrieb soweit eingearbeitet, daß Lotte ihr die Leitung der inneren Angelegenheiten des Pensionats vollkommen selbständig überlassen konnte.

Käthe war von früh bis spät unermüdlich tätig, sie scheute keinen Gang und keine Handreichung und führte mit Hilfe einer geschulten Köchin einen Mittagstisch, dessen Ruf sich im ganzen Stadtviertel bald derart verbreitete, daß das große, zum Speisesaal avancierte Berliner Durchgangszimmer die Zahl der Tischgäste kaum zu fassen mochte.

Lotte war diese tatkräftige Unterstützung durch die Schwester aus zwei Gründen sehr gelegen gekommen.

Einerseits war es ihr nur durch Käthes Fürsprache gelungen, den Widerstand der Mutter gegen die Pensionsgründung zu besiegen, andererseits hatte ihr die selbständige Direktionsführung Käthes die Möglichkeit gegeben, auch ihre kaufmännischen Fähigkeiten noch im Interesse der Familie zu verwerten und bei einem alten Freunde des Vaters eine gut bezahlte Stellung als Privatsekretärin anzunehmen.

Auch Käthe, die hinter der Schwester an Arbeitseifer nicht zurückbleiben wollte, bemühte sich, für die freie Zeit der Nachmittagsstunden eine Nebenbeschäftigung zu finden, und sie war überaus glücklich, als eine reiche Brasilianerin, die zwei der großen Vorderzimmer auf ein halbes Jahr gemietet hatte, an sie mit der Bitte herantrat, ihrem kleinen Töchterchen für die Dauer ihres Europa-Aufenthaltes gegen ein für Käthes Begriffe fürstliches Honorar Unterricht in Sprachen und Musik zu erteilen.

Sehr bald fand sich zu dieser ersten Schülerin eine zweite, eine dritte, so daß Käthe schließlich einen kleinen Zirkel bilden und weitere Anmeldungen ablehnen mußte; am Ende des zweiten Monats hatte sie bei einer Tätigkeit von täglich ein bis zwei Stunden an Honorar fast hundertundfünfzig Mark vereinnahmt, eine Summe, die sie früher achtlos für einen einzigen Panama hingegeben hatte und die ihr unter den jetzigen Verhältnissen geradezu wie ein kleiner Schatz erschien.

Das Pensionat selbst hatte in den ersten beiden Monaten trotz vielfacher Anschaffungen und Nebenausgaben für Bade- und Beleuchtungszwecke einen Überschuß von mehreren hundert Mark ergeben, so daß die materielle Lage der kleinen Familie gesichert gelten konnte und die tapferen Schwestern der weiteren Entwickelung ihrer Zukunft allmählich getrosteren Mutes entgegenzusehen begannen.

Nur eine große Sorge schwebte noch wie eine letzte dunkle Wolke an dem sich langsam wieder erhellenden Horizont ihres Lebens, die Sorge um Paul.

In Pauls Lebensweise hatte der Tod ihres Vaters mit seinen tragischen Begleitumständen auch nicht die geringste Veränderung hervorgerufen.

Er hatte seine vornehme Junggesellenwohnung am Askanischen Platz beibehalten, war allabendlich in seinem Klub oder im Foyer eines großen Rauchtheaters zu treffen und wich allen Fragen Lottes nach der pekuniären Fundierung seiner kostspieligen Lebensführung mit nichtigen Ausflüchten aus.

Angeblich wollte er die lukrative Vertretung einiger großer überseeischer Häuser erhalten haben, in Wirklichkeit lebte er ausschließlich vom Spiel, das er seit einiger Zeit mit entschiedenem Glücke betrieb.

Lotte war davon überzeugt, daß Pauls Jeunesse-dorée-Existenz von allerlei unsauberen Quellen gespeist wurde, dennoch aber schwieg sie zu seinem Treiben aus Rücksicht auf die Mutter, die ihren Liebling nach wie vor blind vergötterte und jede Verdächtigung seines Lebenswandels mit schweren Herzanfällen beantwortete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verbrecher.

Ein Geschehnis aus der Lüneburger Heide.

Von J. v. Stach.

Die Heide stand in Blüte; ich hatte mein Quartier in Müden aufgeschlagen und suchte bald die Schnuckenherde der Gemeinde am Wietzer Berge auf. Der alte Schäfer Märtens rief die schönsten Tiere nacheinander heran. Nur der bei weitem stärkste Bock hielt sich scheu abseits und auf meine Frage nach ihm runzelte Märtens die Stirn: „Der Verbrecher, ach, den lassen Sie nur ein für allemal zufrieden; das ist ein Satan!“

Sein Ton war so schroff, daß ich nicht weiter in ihn drang. Einige Tage später besuchte ich ihn wieder. Er lag strickend unter einem mächtigen Wacholder; „Wetter“, sein Hund, hielt neben ihm Wacht, die Herde, ziemlich weit auseinandergezogen beim Weiden, war zwischen mir und ihm.

Gierig umdrängten mich die Schnucken, das gebotene Salz aus meinen Händen leckend, und plötzlich sah ich auch den „Verbrecher“ auf mich zu trollen. Sein mächtiges Gehörn rollte sich in doppelten Schneckenwindungen um seine schwarzen Ohren, die spitzen Enden waren scharf nach außen gebogen. Wenige Meter vor mir senkte er plötzlich den Kopf und stürmte in so wildem Angriff auf mich zu, daß ich nur wenig Zeit hatte, beiseite und hinter einen breiten Wacholder zu springen. Zweimal noch trieb er mich von einer Seite des Busches auf die andere in zornigem Ungestüm, bis mich „Wetter“, heransagend, von ihm befreite.

Der seinem Hund eiligst folgende Schäfer ließ mich scharf an: „Ich hab' Ihnen doch gesagt, den Verbrecher zufrieden zu lassen! Was nun, wenn Wetter und ich nicht schnell genug waren?“ —

War ich auch über den plötzlichen Angriff erschrocken, für eine wirkliche Gefahr sah ich ihn doch nicht an und sprach das auch aus.

„Sie unterschätzen die Kraft, die solch Tier im Genick hat. Zudem, wenn er Sie niedergestoßen hat, trampelt er auch noch auf Ihnen 'rum; ich kenne das tückische Vieh! — Da bleibt kein Knochen ganz, sag ich Ihnen. Man sollte ihn abschlachten, aber er ist in seiner Kraft zu wertvoll als Zuchtbock“, belehrte mich der Schäfer.

Ja, das konnte ich wohl verstehen, mein Interesse an der Herde war noch gewachsen, mehrfach suchte ich sie auf und ward gut Freund mit Vater Märtens und seinem treuen „Wetter“. —

Der nächste Sommer fand mich wieder in Müden, aber wie erschrak ich, als Märtens mir, verfallen und ganz zum Greise geworden, entgegentrat. „Meine Frau ist mir gestorben; ich wollt' nur, sie hätte mich gleich mitgenommen“, sagte er traurig.

Jeden Trost wehrte er müde ab. — Dann sah ich mich nach dem Verbrecher um.

„Wetter hält ihn in Ordnung, ich selbst kann's nicht mehr, es ist mir gleich, ich hab nur noch den einen Wunsch: bald neben meiner Frau schlafen zu dürfen.“

So gebrochen klang es, daß ich mich ernstlich um den Alten sorgte. —

Eine Woche lang sah ich ihn nicht, das herrliche Wilsede hielt mich fest. Aber gleich am Morgen nach meiner Rückkehr wanderte ich, in Begleitung des Försters, zum Wietzer Berge hinaus. — Betroffen hörten wir schon von weitem das laute Blöken der Herde und Wetters Geheul aus dem Schafkoben dringen.

„Da ist was nicht in Ordnung; Märtens treibt sonst immer um fünf Uhr früh aus“, sagte der Förster erregt.

Beim Öffnen des Stalles drängten die hungrigen Schnucken stürmisch an uns vorüber ins Freie; Wetter schlich uns mit eingekniffenem Schweif winselnd entgegen und zerrte den Förster am Rock an die gegenüber liegende Stallwand. — Da lag der Schäfer, lang ausgestreckt auf dem Gesicht. Wir trugen ihn ins Freie und sahen sofort, daß sein Tod schon vor Stunden eingetreten sein mußte; durch Blutsturz, wie wir zuerst glaubten. Als wir ihm aber das Blut abwischten und das Hemd herunterzogen, schrien wir vor Schreck laut auf. Kopf und Oberkörper waren entsetzlich zugerichtet, die Rippen zerbrochen, die Brust eingedrückt und ganz mit blutunterlaufenen Beulen bedeckt.

„Um Gotteswillen, er ist ermordet worden“, stammelte ich.

„Ja, aber der gute Alte war doch niemandes Feind“, sagte ratlos der Förster.

Wir leuchteten den Stall ab nach irgendwelchen Spuren, fanden aber nichts, bis wir, hinter zusammengeschobenen Raufen, sich etwas regen sahen, und näher kommend, am starken Gehörn den alten Bock erkannten. — Aber wie sah das Tier aus! Kopf und Vließ waren ganz von geronnenem Blut bedeckt; es machte einen schwachen Versuch, auf

die Beine zu kommen, doch sofort fiel Wetter wütend darüber her uns verbiß sich so in das röchelnde Tier, daß wir ihn kaum davon lösen konnten.

Mit einem Schlage war uns da klar, was sich hier abgespielt hatte. Der Bock mußte, wie früher schon einmal, den Hirten von rückwärts angefallen haben. Wahrscheinlich hatte gleich der erste Stoß dem an der Stallwand Stehenden den Brustkorb eingedrückt und den tödlichen Blutsturz herbeigeführt. Dann hatte das wütende Tier sein Opfer weiter mit Kopf und Füßen so schrecklich zugerichtet, bis der dazukommende „Wetter" seinen Herrn rächte und den Bock seinerseits niederriß.

Der Förster nickte das halbtote Tier ab, wozu sollte es sich noch weiter quälen.

So war der „Verbrecher" nun wirklich zu einem solchen, war an seinem Herrn zum Mörder geworden.

Aber er hatte ihm dadurch seinen Wunsch erfüllt, bald neben seiner Frau auf dem kleinen Friedhof Müdens schlafen zu dürfen. Das gab dem grausigen Geschehen etwas Versöhnendes.

Die Ladung ins Tal Josaphat.

In den Zeiten der mittelalterlichen Feudalgerichtsbarkeit, als gar mancher unschuldig sein Leben unter Henkershand ließ, eine ordnungsmäßige Berufung gegen willkürliche Urteile nicht gegeben war und, wer nur mit verstümmeltem Körper sich noch auf der Landstraße weiterschleppte, vorher seinen Peinigern noch Urfehde abschwören, d. h. die Verpflichtung übernehmen mußte, niemals zurückzukehren, um sich zu rächen, entstand ein seltsamer und heute anscheinend völlig in Vergessenheit geratener Rechtsbrauch: die Ladung des Richters durch den Verurteilten ins Tal Josaphat.

Es ist dies die Ladung vor das Gericht des höchsten Weltenrichters, das nach dem Propheten Joel, Kapitel 4, am jüngsten Tage im Tal Josaphat gehalten werden soll.

Die Ladung, die der Verurteilte nach dem Urteil oder auf dem Richtplatz dem Richter ins Gesicht schleuderte, bedeutete den Vorwurf der strafbaren Ungerechtigkeit und drohte dem Richter die Strafe Gottes an. Im Volke erhielt sich der Glaube, daß ein Richter, der von einem Sterbenden ins Tal Josaphat geladen wurde, gezeichnet und fluchbeladen durchs Leben gehe, eines unnatürlichen Todes sterbe und im Jenseits seinen ungerechten Richterspruch sühnen müsse.

Die erste, geschichtlich nachweisbare Ladung ins Tal Josaphat wurde im Jahre 1313 von dem Großmeister des Tempelordens, Jaques de Molay, auf dem Scheiterhaufen gegen König Philipp von Frankreich gerichtet, der die Ausrottung des reichen und mächtigen Ordens betrieb, um seine Besitztümer mit Beschlag zu belegen. Die Geschichte bemerkt dazu, daß der Tod des Königs bereits im Jahre nach der Ladung vor das jüngste Gericht erfolgte.

Die Züricher Chroniken berichten von dem Ritter Richard von Hohenburg, den der Bürgermeister Waldmann 1428 auf Betreiben der Stadt Straßburg zum Tode verurteilte. Auf der Richtstatt rief der Ritter: „Mir geschieht Gewalt und Unrecht, ich komme um meines Geldes willen um. Du, Waldmann, hättest mich retten können und tatest es nicht. Darum lade ich dich von heut in drei Tagen in das Tal Josaphat an ein Recht. Da nehm ich St. Johann den Evangelisten zu meinem Schreiber und St. Paul zum Redner". Der Bügermeister antwortete ihm: „Du empfängst ein rechtes Urteil und bald den rechten Lohn. Deinem Laden frag ich nichts nach; wenn meine Stunde da ist, wird mich Gott wohl rufen." Der Glaube des Volkes an die Wirksamkeit der Ladung ins Tal Josaphat wurde in diesem Falle dadurch befestigt, daß auch Waldmann auf dem Schafott endete.

Zu Luzern wurde 1560 ein Trienter Bildhauer, der mit dem Schultheiß Lux Ritter wegen Bezahlung einer Bauarbeit in Konflikt geriet, von diesem wegen angeblicher Religionssche'tung zum Tode durch das Schwert verurteilt. Er lud den Schultheiß auf der Richtstätte „über ein Jahr ins Tal Josephat" und tatsächlich soll der Schultheiß in Jahresfri't ourch Herzschlag gestorben sein.

Solche Vorgänge verbreiteten allgemein den Glauben an eine geheimnisvolle Wirkung der Ladung in's Tal Josaphat die stets Grauen einflößte. Es stand schlimm um das Ansehen eines Landesherrn, wenn ein Sterbender ihm auf der Richtstätte diese Ladung entgegenrief. Bangende, forschende Augen der Untertanen bohrten sich in sein Schicksal und warteten auf die Erfüllung.

Da mit zunehmender Kenntnis des Brauches die Ladungen ins Tal Josaphat immer häufiger wurden und die Sicherheit der „hohen Obrigkeit" bedrohten, fing man an, ihnen zu Leibe zu gehen, indem man die Ladenden zur Zurücknahme der Ladung zwang.

Als in Freiburg ein gewisser Mertz seinen Prozeß verloren hatte, trat er plötzlich in den Gerichtssaal und lud die Richter mit feierlicher Miene drei Tage nach seinem Tode in das Tal Josaphat, um dort gerichtet zu werden. Dabei warf er ein großes Geldstück in den Saal. Erst nach sechswöchiger Haft gelang es, ihn zur Zurücknahme der Ladung zu nötigen.

Der Abt von St. Gallen ecließ 1637 ein Verbot gegen das Fluchen und Schwören, in dem auch der Satz vorkommt: „Und dieweil auch etliche in solche Vermessenheit ausbrechen, daß sie nicht scheuen, ihren Nebenmenschen etwan umb geringer Sachen wegen in das Josaphatstal zu laden, also gebieten wir bei hoher Geld- und Leibesstrafe usw."

Die Krone setzten die Appenzeller auf, die 1682 dem Michael Hartmann von Trogen um einer solchen Ladung willen den Kopf abschlugen. Ein Beweis, welche abergläubische Furcht sich an diese Ladung knüpfte.

Merkwürdigerweise geriet etwa von 1700 an der seltsame Brauch ebenso schnell wieder in Vergessenheit, wie er aufgekommen war.

▫▫ Bunte Chronik ▫▫

* **Ein Krokodil, ein Mensch und dann eine Kuh — Ergeben eine „Ente", was sagst Du dazu?** Die Flußläufe der Insel Madagaskar wimmeln seit jeher von Krokodilen. Zahlreich sind auch die Hunde auf der Insel vertreten. Der Hund ist aber für das Krokodil der größte Leckerbissen, und es wendet daher alle List an, um sich seine Lieblingsspeise zu verschaffen. Doch nicht minder listig sind im Verlauf dieses beständigen Kampfes die Hunde von Madagaskar geworden. Wenn beispielsweise ein Hund den Fluß durchschwimmen will, so beginnt er an irgendeiner Stelle des Flusses wütend zu bellen, um dadurch die Krokodile anzulocken. Dann läuft er so rasch er kann, flußabwärts und durchschwimmt erst ein beträchtliches Stück unterhalb den Fluß, da er weiß, daß die Krokodile oben versammelt sind, um ihn abzufangen. Oft aber ist auch die List vergebens. Das Krokodil läßt sich nicht täuschen, sondern schwimmt, wenn es flußaufwärts das Gebell hört, rasch flußabwärts, um den Hund hier zu erwarten. Es frißt ihn aber nie sofort, sondern nur in fauligem Zustand. Dazu schleppt es den toten Hund zunächst in sein Versteck, wo es den Beginn des Verwesungsprozesses abwartet. Diesem Verfahren verdankte kürzlich, wie der „Corriere" berichtet, ein Eingeborener seine Rettung vom Tode. Er war von einem Krokodil erfaßt worden und hatte die Geistesgegenwart, sich tot zu stellen. Das Krokodil ergriff den vermeintlichen Toten, schleppte ihn in sein Versteck und bewachte ihn hier, wobei es nicht verfehlte, alle Augenblicke heranzukriechen und den Körper des Unglücklichen zu beschnuppern. In dieser schimmen Lage hatte er das Glück, daß die Höhle, in der er sich mit dem Krokodil befand, unter dem Gewicht einer darüberschreitenden Rinderherde teilweise einstürzte. Dabei kam ein Fuß einer versinkenden Kuh ihm so nahe, daß er ihn packen konnte. Rasch klammerte er sich an ihn und wurde von dem Tier, das sich mühselig wieder herausarbeitete, mit herausgezogen. Die Verantwortung für die Wahrheit dieser Geschichte, die sich liest wie eine gewagte Münchhauseniade, müssen wir dem genannten italienischen Blatt überlassen.

▫▫ Lustige Rundschau ▫▫

* **Das kleine Übel.** Zum Doktor kam ein Mann, der über Schmerzen im Knöchel klagte. Nachdem er ihn untersucht, rief der Doktor aus: Mensch Gottes, Ihr Fuß ist ja gebrochen. Wie lange gehn Sie damit herum? — An zwei Wochen, Herr Doktor. — Wie Sie gehen konnten, ist mir ein Rätsel. Aber warum sind Sie um des Himmels Willen nicht eher gekommen? — Wissen Sie, Herr Doktor, so oft ich sage, daß mir was fehlt, erklärt meine Frau, ich müsse das Rauchen aufgeben.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.